Miller, Paul/Morelon, Claire (Hgg.): Embers of Empire. Continuity and Rupture in the Habsburg Successor States after 1918.

Berghahn Books, New York, Oxford 2019, 332 S. (Austrian and Habsburg Studies 22), 14 Abb., ISBN 978-1-78920-022-5.

Mit einer neueren Habsburggeschichte ist rund hundert Jahre nach der Neuordnung Ostmitteleuropas und dem Ende der Habsburgermonarchie eine lebendige Forschungslandschaft entstanden. Die Epochenwende von 1918/1920 wird nicht ausschließlich als Zäsur zwischen einer rückständigen, zu Recht untergegangenen Welt alter Reiche und dem westeuropäischen Nationalstaats-, Demokratie- und Gesellschaftsmodell verstanden. Stattdessen sind die fließenden Übergänge zwischen Imperien und Nationalstaaten, Monarchien und Demokratien sowie der Fortbestand von imperialen Netzwerken in Bürokratie, Wirtschaft oder Militär stärker ins Zentrum gerückt.

Jüngst ist ein weiterer Forschungstrend zu beobachten: eine Revitalisierung der Regionalgeschichte. Studien zur Einbindung peripherer Regionen in imperien- oder globalgeschichtliche sowie transnationale und binnenstaatliche Zusammenhänge, zur Regionalgeschichte der Macht beziehungsweise zum regionalen Eigensinn in politischen Transformationsprozessen haben ebenfalls neue Blickwinkel auf die Habsburgermonarchie und ihre Nachbarn sowie deren Nachfolgestaaten hervorgebracht. Regionalität als historische Kategorie wird wieder ernstgenommen.

Der Aufsatzband „Embers of Empire. Continuity and Rupture in the Habsburg Successor States after 1918“ in der Reihe „Austrian and Habsburg Studies“ nimmt diese Forschungstrends auf. Claire Morelon und Paul Miller zeichnen als Herausgeber. Das Buch geht auf Konferenzen an den Universitäten Birmingham und London zurück. Thematisch im Vordergrund stehen die „latenten Kontinuitäten“ zwischen den alten und neuen Institutionen und Akteursgruppen, wobei imperial-nationalstaatliche Übergänge in einen dezidiert regionalen Kontext gestellt werden. Ein zusätzlicher Schwerpunkt liegt darauf, wie die Säulen des habsburgischen Staatsgebäudes – Beamtenschaft, Armee, Dynastie, Kirche und Adel – teilweise die neuen Nachkriegsordnungen stützten und wie diese nach 1918 erinnert wurden. Die Beiträge fügen sich in unterschiedlich gelungener Weise in das Gesamtkonzept des Buchs ein, bringen manchmal Altbekanntes und eröffnen auf der anderen Seite spannende neue Fragestellungen. Eine stärkere Einbeziehung von Forschungsliteratur aus den Untersuchungsregionen wäre insgesamt zu wünschen gewesen.

Wie gewinnbringend es sein kann, postimperiale und regionale Perspektiven zusammenzuführen, zeigt der Eröffnungsbeitrag von Gábor Egry zum Staatsaufbau in Siebenbürgen und der Slowakei. In ausdrücklicher Abkehr von jenen Nationalhistoriografien, die den Staatsaufbau nach 1918 vorrangig „von oben“ beschreiben,

betont Egry die Eigenlogik der Lokalpolitik „von unten“. Setzte Prag oder Bukarest auf nationale Einheit in der Politik, so überwog in den Städten und Gemeinden vor Ort eine interethnische und übernationale Kooperation. Im Vordergrund standen die drängenden Lebensmittel-, Wohnraum-, Arbeits- und Gesundheitskrisen. Diese lokalen Akteure verfolgten dabei auch eigene Vorstellungen von sozialer Gerechtigkeit und Demokratie.

Die Sehnsucht weiter Teile der Bevölkerung nach mehr Demokratie und mehr Sozialstaat, die dabei zum Ausdruck kam, hebt auch Claire Morelon in ihrem lesenswerten Beitrag zu Prag hervor. Das oft in Satiren aufgegriffene Grundgefühl breiterer Gesellschaftsschichten, es habe sich nichts verändert, führt sie darauf zurück, dass Beamtenschaft und Rechtssystem auf gewohnte Art weiterliefen, dass die Lebensmittelkrise auch das Jahr 1919 hindurch noch Hungerkrawalle und Gewalt provozierte, dass Kriegsrückkehrer kaum Chancen auf Arbeit hatten und nicht zuletzt, dass demokratische Handlungsformen erst eingeübt werden mussten. Morelon begründet diese Unzufriedenheit überzeugend aus den zeitgenössischen Unsicherheiten, die weder als Zeichen einer Habsburg-Nostalgie noch einer Kommunismus-Utopie zu deuten seien (S. 50). Dieser gesellschaftlichen Wahrnehmung „von unten“ setzt Marta Filipová das offizielle Bild vom Staatsaufbau auf den internationalen, nationalen und regionalen Groß- und Jubiläumsausstellungen entgegen.

Die Transformation habsburgischer imperialer Netzwerke 1918 behandeln die Kapitel aus der Feder von Iryna Vushko, Richard Bassett, Irina Marin, John Paul Newman, Michael Carter-Sinclair und Konstantinos Raptis. Am Beispiel einzelner – imperialer und postimperialer – Biografien aus der hohen Ministerialbürokratie, dem Offizierskorps, dem Klerus und dem adligen Magnatentum arbeiten die Autorinnen und Autoren gemeinsame Grundstrukturen heraus. Die „alten“ sozialen, wirtschaftlichen, militärischen und administrativen Eliten wurden von den „neuen“ Gesellschaften und politischen Führungsschichten oftmals ausgewechselt und ausgegrenzt. Aufgrund ihrer herausragenden Stellung konnten sich einzelne Gruppen wie der agrarwirtschaftlich erfolgreiche Adel aus dieser Verdrängung an die gesellschaftlichen Ränder aus eigener Kraft befreien, so Raptis. Auf die Funktionseliten wurde außerdem in Krisensituationen oder an entscheidenden Schnittstellen des Staatsaufbaus immer wieder zurückgegriffen.

Die damit verbundenen Verwerfungen zeigt Iryna Vushko an der Karriere des österreichischen, österreichisch-ungarischen und dann polnischen Finanzministers Leon Biliński. Vor 1918 gehörte er den polnischen Konservativen an, die für eine größere Selbständigkeit des Kronlands Galizien und einen Ausgleich mit den ukrainischsprachigen Ruthenen eintraten. Für diese Politik wurde er nach 1918 von polnischen Nationalpolitikern und ehemaligen Weggefährten beargwöhnt und persönlich angegriffen. Als er sein ehemaliges Herrschaftswissen im Streit um die Goldreserven Österreich-Ungarns als Wiener Finanzminister gegen die anderen Regierungen der Nachfolgestaaten und zugunsten Polens wendete, war er wiederum in Polen hochangesehen, aber international isoliert. Vushko argumentiert in überzeugender Weise, dass sich die Funktionsfähigkeit der habsburgischen Institutionen gerade an den nach 1918 weiterhin aktiven imperialen Funktionseliten erweist (S. 82).

Die imperial-postimperialen Biografien der Militärs sind ein weiterer Schwerpunkt des Bands. Irina Marin zeichnet für das Schicksal der rumänischsprachigen Offiziere der k.u.k. Armee ein mit der Ministerialbürokratie vergleichbares Bild. Frühere mehrstufige Loyalitäten, einmal gegenüber dem Imperium Österreich-Ungarn und einmal gegenüber der eigenen Nationalität, mussten die Offiziere nach 1918 zwar anpassen, aber gewissermaßen auf einen einzigen Aspekt – das Nationale – reduzieren. Wissen, Erfahrung und der militärische Erfolg der Militärs war in der Zwischenkriegszeit allerdings nicht mehr überall auf gleiche Weise gefragt. Richard Bassett konstatiert für viele ehemalige Mitglieder der habsburgischen Offiziersklasse eine politische und soziale Isolation (S. 123). Die Degradierung der Militärs in den demokratischen Nationalstaaten der Zwischenkriegszeit macht Bassett nicht zuletzt für deren Dienstbereitschaft in Hitlers Wehrmacht nach 1938 verantwortlich. In eine ähnliche Richtung argumentiert John Paul Newman. Er interessiert sich für den politischen Rechtsruck und die Rolle ehemaliger kroatischsprachiger Militärs in der Ustaša. In Newmans Beitrag wird die politische Gewalt von Rechts und der Aufschwung paramilitärischer Organisationen als typisches Zeitphänomen überzeugend herausgearbeitet (S. 167).

Die Frage nach der Demokratie(un)fähigkeit der ehemaligen imperialen Eliten wird am Ende des Buchs nochmals aufgegriffen. Michael Carter-Sinclair untersucht das politische Lobbying der Katholischen Kirche in der Republik Österreich, deren Haltung von der grundsätzlichen Bejahung einer parlamentarischen Demokratie über die Abwertung als Republik ohne moralische Werte bis hin zur Unterstützung der paramilitärischen Heimwehr durch den österreichischen Klerus reichte. Die politische Rolle der Kirche wird auch im Beitrag von Christopher Brennan zum öffentlichen Schicksal des letzten habsburgischen Herrschers Karl deutlich. Während die neuen Massenparteien vom Tod des exilierten Monarchen 1923 kein Aufheben machen wollten, wurden in ganz Österreich Messen gelesen – teilweise mit monarchistischem Unterton, obwohl die Katholische Kirche zu Karls Lebzeiten seine Versuche eines coup d'état allenfalls halbherzig unterstützt hatte. Christopher Brennan und auch die erinnerungshistorische Studie von Paul Miller zum Gedenken an Franz Ferdinand in den Nachfolgestaaten macht eine Kontinuität im öffentlichen Herrscherbild deutlich. So wie schon vor, ging es auch nach 1918 darum, was die habsburgischen Herrscher repräsentierten – die alte Welt, die Dynastie, den politischen Katholizismus, Gottesgnadentum und soziale Privilegien – und nicht darum, wer sie „wirklich“ waren. Anders als die musealisierte Erinnerung durch Kriegsdenkmal, die Christoph Mick beschreibt, bleiben die beiden genannten Thronfolger und Herrscher Franz Ferdinand und Karl im öffentlichen Raum gleichsam unsichtbar.

Das Nachwort von Pieter Judson ist ein Plädoyer für eine Neukalibrierung historischer Forschung zu Ostmitteleuropa, die die Nachkriegswelt aus ihrem historischen Erbe und ihren jeweiligen Eigenlogiken heraus versteht. Der Band „Embers of Empire“ leistet dazu einen wichtigen Beitrag. Der Titel „Glut des Imperiums“ kann wortwörtlich genommen werden. Aus der Glut der Imperien konnten die Nachfolgestaaten politisch vielfach neue Funken schlagen; unter der Oberfläche der neuen demokratischen Ordnungen schwelten jedoch Konflikte fort, die in den 1930er Jah-

ren erneut zu einem Flächenbrand führten. Die Untersuchung der gemeinsamen Vorgeschichte von Imperien und Nationalstaaten, nicht zuletzt in ihren regionalen Schattierungen, bietet viele Anknüpfungspunkte für weiterführende Forschungen.